

# 20

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland  
Nur für Betriebsangehörige



# Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



Wir leben im Zeitalter der Mechanisierung, Technisierung und Automatisierung. Leicht kann es dabei geschehen, daß wir vor der scheinbaren Allgewalt der Maschine unsere menschliche Vormachtstellung vergessen. Einige Schwarzseher gehen denn inzwischen auch so weit, den Menschen, der im industriellen Produktionsablauf steht, nurmehr als einen Funktionär der Maschine, als ein der fortschreitenden Technisierung bedingungslos ausgeliefertes Geschöpf zu betrachten (siehe auch unseren nebenstehenden Leitartikel). Eine ganz simple Tatsache wird dabei gleich zu Anfang übersehen: menschliche Erfindungsgabe und menschlicher Geist, die bis heute so gewaltige Dinge zur Rationalisierung und Erleichterung der Arbeit ersannen, werden bestimmt imstande sein, sich der „Macht“ der von ihnen erdachten Instrumente zu entziehen und beherrschend über ihnen zu stehen. Trotz weitestgehender Technisierung: der Mensch gibt auch weiterhin die Maßstäbe. Ohne die überlegende Vernunft und den planvollen Arbeitskräfteeinsatz des Menschen kommt auch unsere Zeit nicht aus. Deswegen steht diesmal auf unserem Titelbild keine großartige technische Anlage, sondern ein Mann aus unseren Reihen, ein Kollege für die vielen ungenannten anderen: es ist August Kehler, 1. Schmelzer in der Gießhalle der Eisenhütte II.

JAHRGANG 8 15. NOV. 1957

20

Wirtschaftliche Überlegungen  
und soziale Einsicht

+

Wir tragen Sicherheitsschuhe

+

Erz vom Schneehuhnberg

+

Im Kraftfeld der Technik

+

Ärzteschaft protestierte

+

HOAG-Chronik

+

Es steht fest:

Der Bessere wird siegen!

**ECHO DER ARBEIT**

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft, Verantwortlich: Direktor Karl Strohmeier, Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Essener Str. 66 (Hauptverwaltung). ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

# Männer ohne Eigenschaften?

Da ist jüngst ein Buch von Joachim Bodamer mit dem lapidaren Titel: „Der Mann von heute“, Untertitel: Seine Gestalt und Psychologie, erschienen. Nun gibt es im heutigen Schrifttum eine ganze Reihe umfassender Darstellungen über das Wesen und die Psychologie der Frau, aber eigenartigerweise nahezu keine, die sich ausschließlich mit dem Wesen des Mannes befaßt.

Bodamer spricht insbesondere uns an, uns, die wir im Prozeß der industriellen Produktion seiner Meinung nach als Technokraten oder auch als Fließbandmenschen reinster Prägung einzuordnen sind. Der Autor glaubt, daß wir uns von Gott emanzipieren haben lassen und statt seiner andere Götter anbeten, andere Dinge zu unseren neuzeitlichen Göttern gekürt haben: unsere Maschinen, unsere Produktion, unseren technischen Apparat. Es sei für uns eine Unmöglichkeit, ohne diese Dinge zu leben. Ja, wir seien schon soweit in unserer Funktion aufgegangen, daß der Ausdruck „Funktionär“ für den Mann von heute zutrefte. Dieser Funktionär ist für Bodamer der Prototyp des heutigen Mannes, eines Mannes also, der nicht nur eine bestimmte Arbeit leistet, sondern aus der Funktion heraus lebt, so daß sein ursprüngliches Ich-Bewußtsein infolge der Verkümmern menschlicher Werte einem absolut technischen Bewußtsein Platz gemacht hat. „Diese Götter des modernen Ich sind die Arbeit, der Fortschritt, die Sicherung und Bewegung um ihrer selbst willen.“

Die Meinung des Autors über den Mann von heute ist wenig schmeichelhaft. Ob er das Verhältnis des modernen Mannes zur Frau behandelt — nach Bodamer ist es nicht mehr so innig, weil es dem Mann als Gefühlsduselei dünke —, ob der Mann als Vater und Erzieher zu handeln hat, ob angesichts der drohenden Atombombe sein Gewissen angesprochen wird, ob der Mann sich seines Beitrages zur Erhaltung und Pflege der Zivilisation bewußt werde: immer bezweifelt Bodamer, ob der moderne Mann sich wirklich „männlich“ verhalte. Denn in dem Buch wird kühnlich die Behauptung erhoben, je mehr der Mann mit dem technischen Apparat umgehe, werde er dessen Diener und mithin erlitt seine „Männlichkeit“ eine beträchtliche Einbuße, ja, es wird sogar behauptet, weil der Mann sich den Eigenschaften der Maschine notgedrungen anpassen müsse, werde er selbst mehr und mehr ein Mann ohne Eigenschaften.

Das sieht dann so aus: Ohne tiefe Beziehung zu Frau und Familie, ohne Rücksicht zu seinen Mitmenschen, ohne Regung bei Unfall oder Tod anderer, ohne Güte, ohne Glauben, ohne Muße, ohne jedes echte Gefühl. Wahrlich, ein vernichtendes Urteil. Wenn es stimmt, sind wir keine Menschen mehr, sondern Unmenschen. Dann sind wir Untermenschen, die ihre Seele an die Mächte des Bösen verkauft haben und ihr Geld für die Bedienung teuflischer Instrumente bekommen. Auch stößt man auf den Satz, daß wir einer primitiven Gleichung erliegen, wenn für uns der Lebensstandard gleich Höhe der Menschlichkeit sei. „Denn nur im sittlichen Handeln nach höheren Maßstäben erfüllt der Mensch seine eigentliche Bestimmung.“

Gewiß, das ist richtig, das ist erstrebenswert. Aber es ist ganz einfach falsch, wenn der Autor glaubt, daß wir Männer von heute in tierhaftem Gleichmut dahinleben. Sind wir ohne Standort? Taumeln wir ohne jeden Gedanken ziellos dahin? Haben wir wirklich keine positiven Eigenschaften mehr? Wir meinen doch.

Freilich, Bodamers Buch ist klug geschrieben. Es sezziert den Mann von heute peinlich genau, sozusagen von einer höheren Warte her. Nur wir sehen den Mann unserer Zeit aus einer anderen Perspektive: von der gleichen Ebene. Mit dem Seziersmesser allein vermag man die Seele eines Menschen nicht zu finden. Zugegeben, daß manches Wahre an Bodamers Behauptung ist, zugegeben, daß wir mitunter wirkliche Anstrengungen machen müssen, um unser Menschentum zu behaupten. Doch solcherart Bemühungen hat es — trotz Bodamer, der das vergangene Jahrhundert hinsichtlich menschlicher und männlicher Werte als vorbildlich hinstellen sich bemüht — zu allen Zeiten bedurft.

Dennoch müssen wir gerade jetzt auf der Hut sein. Das industrielle Zeitalter ist verhältnismäßig jung, und die Probleme der auf uns zukommenden Automation können wir noch nicht gänzlich in ihrer subtilen Art unterscheiden und erkennen. Es dürfte sich aber schnell herausstellen, inwieweit der Mensch noch mehr entmenslicht wird, ob der Mann von heute tatsächlich alle jene Eigenschaften verliert, die bislang das Wesen des Mannes ausmachten. Diese Gefahren im Ansatz zu erkennen, bedeutet noch lange nicht, ihnen auch zu erliegen, wie einem schleichenden Gift, das man nicht bemerkt.

Es ist keine Romanphrase, daß Geist nicht zu töten sei. Und der Geist des Menschen, der uns das Zeitalter der Technik beschert hat, wird auch einen Weg aus dieser scheinbaren Sackgasse der Entmenslichung finden, finden müssen. Vielleicht ergeht es uns wie dem Sportler, der nur im Kampf mit einem großen Gegner über sich selbst hinauswächst, und es mag sein, daß wir gerade im Zeitalter der Automation uns unseres Menschentums wieder so recht bewußt werden, als Gegenpol in einer Welt, die nun einmal aus der Gegensätzlichkeit heraus lebt. Denn nur in Zeiten der Bewährung war der Mensch wirklich groß.

Bodamer selbst gibt einen Rat zum Handeln: „Nachdem die technische Intelligenz wahre Wunderwerke hervorgebracht hat, müßte die menschliche Intelligenz des Mannes, seinen Willen zu schützen, Freiheit zu schaffen und sich von der Apparatur nicht entmenslichen zu lassen, hier ihre neue Aufgabe sehen. Nur in der Distanz zu seinem Tun, in der Besinnung auf menschliche Folgen, in der Sorge um das Lebendige, wo immer es bedroht ist, kommt der Mann aus der Selbstvergessenheit wieder zu sich, entstehen Eigenschaften in ihm, die männlich sind, weil er sie für Werte aufruft, die mehr sind als er selbst. Damit hört auch die Faszination durch das technische Instrument auf, die Besessenheit, alles machen zu wollen, was sich dazu hergibt, alles zu konsumieren, was sich anbietet und ergreifbar ist.“

Willi Schliep, Blechwalzwerk



Deutsche Stahlindustrie 1957

## Wirtschaftliche Überlegungen und soziale Einsicht

Der alljährlich in Düsseldorf stattfindende Eisenhüttenfest, der am 24. und 25. Oktober mehr als 4000 Hüttenleute aus der Bundesrepublik und aus zahlreichen anderen Ländern zusammenführte, bot wiederum die willkommene Gelegenheit, einen Überblick zu geben über die Lage der westdeutschen Stahlindustrie. Traditionsgemäß berichtete der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Prof. Dr.-Ing. H. Schenk, über die Entwicklung und die Zukunftsaussichten der eisenverarbeitenden Industrie Westdeutschlands. Er sprach die Überzeugung aus, daß die Gesunderhaltung der Werke mit allen ihren Folgen für die Belegschaften, für unsere Abnehmer und Lieferanten, auch weiterhin das Hauptziel aller verantwortlichen Hüttenleute sein müsse, und zwar unbeirrt von allen Tageswünschen von oben oder unten, von rechts oder links.

In diesem Zusammenhang bedauerte der Vortragende „einige frostige Töne“, die im Verkehr mit der mit uns so stark verbundenen Kohle erklingen seien. Nachdem nun die Kohlepreis-Erhöhung Tatsache geworden sei, erwarte man nun die

Reaktion auf dem Stahlsektor. Immerhin aber seien bereits vier Wochen vergangen, ohne daß dieses „heiße Eisen“ angepackt wurde. Daraus, so folgerte Prof. Schenk, möge man ersehen, daß kühle volkswirtschaftliche Überlegungen, aber auch das Denken aus allgemeiner sozialer Einsicht und Verantwortung heraus, die Vorhand behielten hätten.

Die volkswirtschaftlichen Überlegungen, meinte der Redner, gäben natürlich zu bedenken, daß die Kosten- und Preiskalkulationen großer Abnehmergruppen in Unordnung geraten oder Schwierigkeiten im Wettbewerb entstehen oder wachsen können, wenn es sich nicht als möglich erweisen sollte, erhöhte Kosten für das Vormaterial auf andere Weise wenigstens teilweise aufzufangen.

Daß die westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie sich ihrer Verantwortung bewußt sei und ihre verschiedenen Deklarationen zur Preissituation nicht platonisch geblieben seien, bewiese der Vergleich der Eisenpreise in den verschiedenen Ländern. Das deutsche Preisniveau für Walzerzeugnisse liege auf der

ganzen Linie unter dem der anderen Montanunions-Länder und auch — mit wenigen Ausnahmen — unter dem von England und den Vereinigten Staaten. Die Ausnahmen in diesen beiden Ländern betreffen das Flachmaterial, vor allem Feinblech. Wie Prof. Schenk sagte, sei dies durchaus verständlich, weil dort die Herstellung in höchst modernen, konkurrierenden Einzweck-Anlagen stattfinde und um so billiger sein könne, als diese Anlagen ihren Kapitaleinsatz in der Hauptsache bereits abgeleistet hätten, und zwar wegen der günstigeren Abschreibebedingungen, um deren Einräumung die deutsche Hüttenindustrie sich nach wie vor bemühe.

Auf der anderen Seite aber bedeuteten höhere Preise bei den anderen nun nicht auch höhere Kosten. Im Gegenteil, so stellte Prof. Schenk richtig, ständen in den anderen Eisenländern mindestens einer der Grundstoffe Erz, Schrott, Kohle, oft aber auch zwei oder alle drei zusammen zu günstigeren Preisen zur Verfügung als bei uns. „Und aus der schnelleren Abschreibung erwuchs die Möglichkeit, die Werke auf einen technisch hohen Stand zu

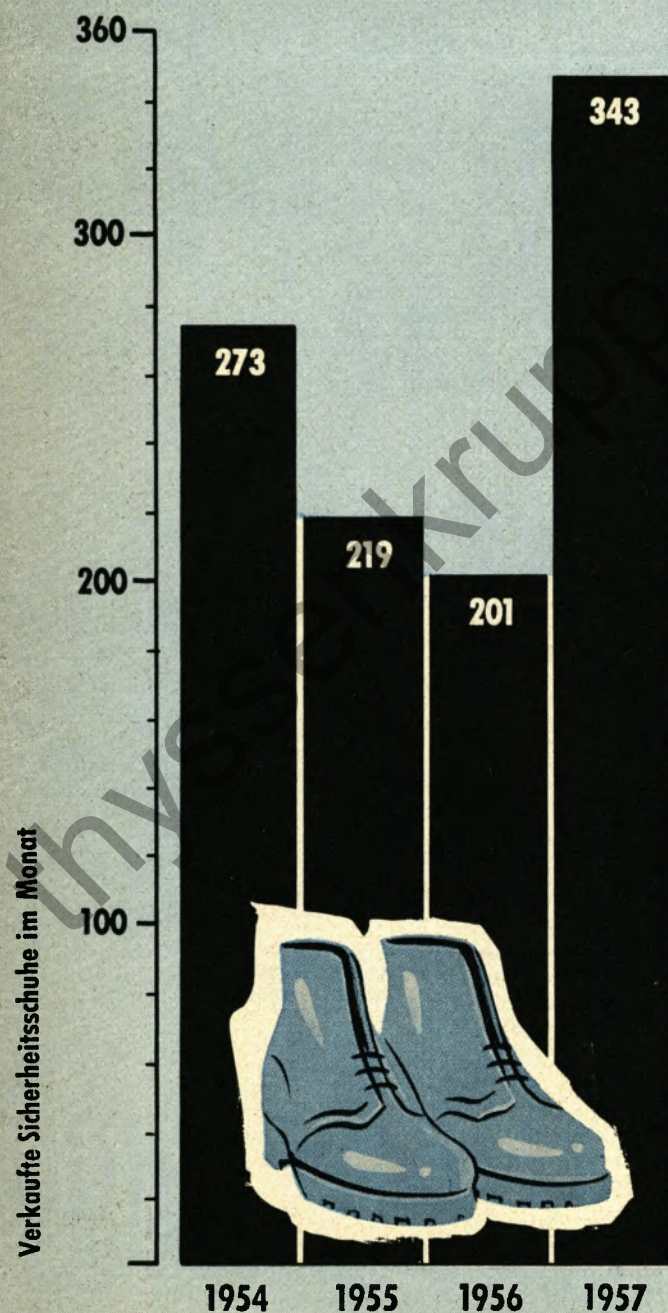
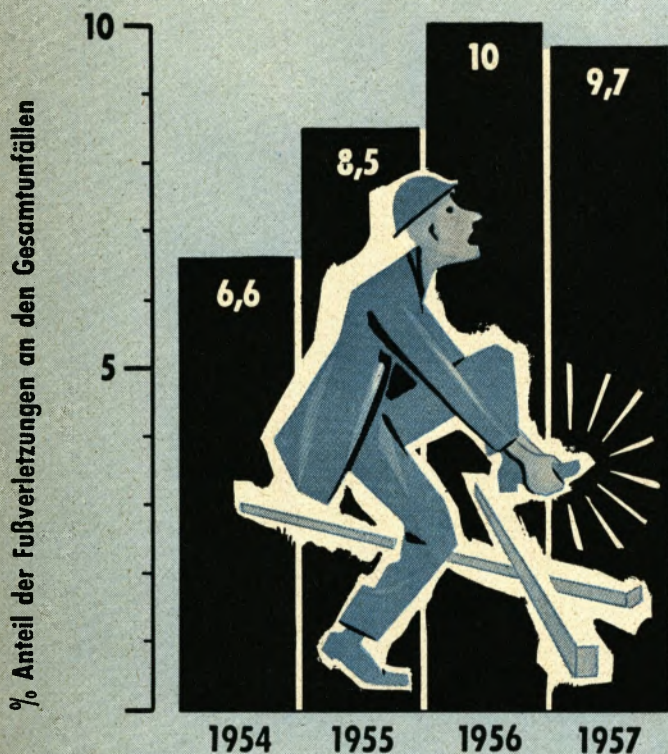
bringen und zu halten; aus den hohen Gewinnspannen aber konnten Reserven für den Notfall gebildet werden. Wenn die Aufträge zurückgehen, sind Reserven dem nützlich, der sie hat, und schädlich dem, der keine hat.“

Unsere Preisdisziplin, äußerte der Referent, habe uns gegenüber unseren Wettbewerbern ins Hintertreffen gebracht. Nun hätten andererseits die hohen Auslandspreise für uns das Gute gehabt, daß die Erlöse aus dem Export dazu beitragen konnten, die unzureichenden Erlöse aus dem Inlandgeschäft auszugleichen; vielfach sei dies die Ursache für die bisherigen guten Geschäftsergebnisse. Die Frage, ob die deutschen Eisenpreise auf dem bisherigen Niveau gehalten werden könnten, sei daher wesentlich auch mit dem künftigen Verlauf des Exportgeschäftes verknüpft. „Man kann aber kaum sagen“, befürchtete Prof. Dr. Schenk, „daß die deutsche Eisenindustrie aus diesem Sachverhalt ein Gefühl der Sicherheit herleiten kann.“

Vielmehr müsse uns eine ausgesprochene Unsicherheit befallen

Fortsetzung Seite 246

# Fußverletzungen und Sicherheitsschuhe



## „Wir tragen Sicherheitsschuhe“

Der Arbeitsschutz nimmt Stellung zu negativen Kritiken

„Warum tragen Sie keine Sicherheitsschuhe?“ Diese Frage stellten wir einer Reihe von Belegschaftsmitgliedern aus den verschiedenen Betrieben in Oberhausen und Gelsenkirchen. Das Ergebnis dieser Befragung veröffentlichten wir in der vorletzten Ausgabe der Werkzeitschrift. Wir haben nun, wie angekündigt, den Arbeitsschutz gebeten, zu diesen Kritiken an den Sicherheitsschuhen Stellung zu nehmen. Im folgenden veröffentlichten wir diese Stellungnahme. Die Abteilung Arbeitsschutz hat sich hierbei besondere Mühe gegeben, indem sie die unterschiedlichen Meinungen der Kollegen nach Prozentsätzen aufgeschlüsselt hat. Das Ergebnis ist recht interessant, da wir bei unserer Befragung mit wahrscheinlicher Sicherheit einen repräsentativen Querschnitt erfaßt haben.

Liest man die Kritiken der letzten befragten Arbeitskollegen über unsere Sicherheitsschuhe, so könnte man glauben, daß diese Schuhe bisher leichtfertig und ohne Überprüfung auf ihre Zweckmäßigkeit ausgegeben wurden. Stellt man dann aber fest, daß viele dieser Kritiken von Kollegen stammen, die selbst keine Sicherheitsschuhe tragen, so stimmt dies nachdenklich. Man kommt dann sicherlich nicht zu Unrecht zu der Vermutung, daß manche Kritik mehr oder weniger eine getarnte Entschuldigung ist für das eigene Versäumnis, seine Füße zu schützen. Wie sollte man auch anders die Kritik eines Kollegen deuten, der sagt: „Ich habe noch nie Sicherheitsschuhe getragen, denn ich habe mir sagen lassen, daß man mit Stahlkappen Maläste hat.“ Solche Kritik vom Hörensagen ist unfruchtbar. Aus eigener Erfahrung erworbene Kritik dagegen ist uns immer erwünscht, weil sie zur Vervollkommenung unserer Arbeitsschutzmittel ausgewertet werden kann.

Es ist bekannt, daß die in früheren Jahren ausgegebenen Sicherheitsschuhe Mängel aufwiesen. Die Form der Stahlkappe war noch nicht genormt, ihre Befestigung nicht genügend erprobt und das Problem einer gegen Hitze einigermaßen unempfindlichen Sohle noch nicht gelöst. Durch die Weitergabe der mit diesen Schuhen gemachten Erfahrungen an die Schuhindustrie ist im Laufe der Zeit eine wesentliche Verbesserung der Sicherheitsschuhe erreicht worden.

Die seit Beginn dieses Jahres ausgegebenen Sicherheitsschuhe wurden mit einer neuartigen Neoprene-Sohle ausgerüstet, um sie widerstandsfähiger gegen Hitze und Öl zu machen. Diese Schuhe wurden mehrere Monate in den verschiedensten Betriebsabteilungen erprobt. Erst nachdem alle befragten Stellen sich für diesen Sicherheitsschuh ausgesprochen hatten, liefen die Bestellungen an. Der Vorteil der gegen Hitze und Öl weniger empfindlichen Neoprene-Sohle mußte allerdings mit einem Nachteil erkauft werden. Die Befestigung der Neoprene-Sohle bedingte einen stabileren Unterbau, wodurch die Schuhe um etwa 400 Gramm schwerer wurden.

Zu den Kritiken selbst sei folgendes gesagt: 25 Prozent der in der Werkzeitschrift wiedergegebenen Meinungen beanstandeten das Gewicht. Die Beanstandung besteht zu Recht. Immerhin sind es rund 2000 Gramm, die acht Stunden an den Füßen getragen werden müssen. Die Schuhindustrie wurde deshalb bereits vor Monaten gebeten, einen Sicherheitsschuh mit ausreichender Festigkeit, aber geringerem Gewicht zu entwickeln. Das Problem, einen leichten und trotzdem widerstandsfähigen Sicherheitsschuh zu schaffen, der den rauen Beanspru-

chungen eines Hüttenwerkes gewachsen ist, ist jedoch nicht leicht zu lösen. Es ist aber damit zu rechnen, daß ein solcher Schuh in Kürze angeboten wird. Auch dieser Schuh wird vor seiner eventuellen Einführung mehrere Monate einer besonderen Betriebsprüfung unterzogen.

28 Prozent der wiedergegebenen Meinungen klagten über die kurze Lebensdauer der Schuhe. Zu diesem Punkt teilt uns die Materialprüfstelle des Hauptlagerhauses mit, daß seit April 1953 14308 Paar Sicherheitsschuhe ausgegeben wurden. Von diesen Schuhen sind 132 Paar von Belegschaftsangehörigen bei der Technischen Eingangsprüfung beanstandet worden; das sind weniger als ein Prozent. Von den seit Anfang dieses Jahres eingeführten Sicherheitsschuhen mit der neuen Neoprene-Sohle wurden bisher 3752 Paar verkauft und hiervon vierzehn Paar beanstandet, das sind rund 0,3 Prozent. Von einer Verallgemeinerung der kurzen Lebensdauer kann also nicht die Rede sein.

Bei den Beanstandungen wurde immer wieder festgestellt, daß man recht hohe Anforderungen an den Sicherheitsschuh stellt, daß man aber an die Pflege der Schuhe meist nicht denkt. In der Regel werden sie nach Arbeitschluß im Spind aufbewahrt, ohne jemals geputzt und eingefettet zu werden. Bei regelmäßiger Behandlung mit entsprechenden Schuhpflegemitteln würde selbst bei starker Beanspruchung durch Nässe, Hitze, Öl, Säuren und Fußausdünstungen eine längere Lebensdauer erreicht werden können. Es ist wohl verständlich, daß auch das beste Material, wenn es nicht gefettet wird, hart werden muß und dann die Nähte platzen.

14 Prozent der befragten Kollegen hielten es für richtig, zunächst ihre alten Straßenschuhe im Betrieb aufzutragen. 9 Prozent glaubten, daß die Schuhe noch zu teuer sind. Zumindest der erste Grund mit den Straßenschuhen dürfte eine Verlegenheitsausrede sein. Abgelegte Straßenschuhe bei der Arbeit aufzutragen, mag Sparmaßnahmen entsprechen, aber nicht dem Gedanken der eigenen Sicherheit. Erst vor einigen Tagen hat der Kollege Paul K. aus der Hammer-smiede dies einsehen müssen. Beim Schrottladen fiel ein Schrottstück auf seinen Fuß; eine Prellung der rechten großen Zehe war die Folge. Sein Straßenschuh hat ihn nicht geschützt. Die Stahlkappe eines Sicherheitsschuhes hätte den Unfall vermieden.

11 Prozent sprachen für den Sicherheitsschuh und äußerten die Absicht, sich Sicherheitsschuhe zuzulegen.

6 Prozent fanden, daß die Sohlen zu steif sind und besonders beim Klettern hindern. Auch in dieser Richtung ist die Schuhindustrie bemüht, künftig ein

elastisches Sohlenmaterial zu verwenden.

Glücklicherweise hat jedes Ding zwei Seiten. Die in der Werkszeitschrift veröffentlichten Kritiken haben viele Kollegen, die täglich den Sicherheitsschuh trotz mancher Unbequemlichkeit tragen, veranlaßt, auch ihrerseits etwas zum Sicherheitsschuh zu sagen. Mehr als 160 Kollegen haben sich positiv dazu geäußert. Ihre Kritiken enthielten sachliche Vorschläge zu Verbesserungen. Immer wieder wurde betont, daß die seit Anfang dieses Jahres eingeführten Sicherheitsschuhe gut sind. Dies beweist auch der rege Verkauf der Schuhe. So wurden in den ersten zehn Monaten dieses Jahres bereits 1400 Paar mehr verkauft als im ganzen Vorjahr. Es erscheint nicht interessant genug, 160mal eine Kritik über die Zufriedenheit mit dem Schuh abzudrucken. Aber auf einige Stimmen aus den verschiedensten Betriebsbereichen soll trotzdem hingewiesen werden.

Heinz Szelates, Platzbetrieb NO: „Ich trage den Schuh seit etwa fünf Monaten und bin zufrieden. Die neuen Sicherheitsschuhe sind gegenüber den früheren um 100 Prozent besser.“

Artur Rauhut, Drahtstraße: „Die jetzigen Sicherheitsschuhe trage ich dreiviertel Jahr. Ich habe immer Sicherheitsschuhe getragen, aber keine waren so gut wie die jetzigen.“

Josef Richter, Drahtstraße: „Ich trage diese Sicherheitsschuhe drei Monate und habe keine Klagen.“

Paul Odroseck, Drahtstraße: „Seit dreiviertel Jahr trage ich diese Sicherheitsschuhe, sie sind bisher meine besten Schuhe gewesen.“

Johann Peters, Drahtstraße: „Mit meinen Sicherheitsschuhen bin ich

zufrieden. Ich trage sie bereits dreiviertel Jahr, sie sind besser als alle bisherigen.“

Willi Küper, Walzendreherei: „Ich trage die Schuhe erst drei Wochen, aber die Schuhe sind gut.“

Meister Teuber, Pfannenhalle: „Seit zweieinhalb Jahren trage ich nur Sicherheitsschuhe, sie sind gut. Ich will keine anderen Schuhe mehr haben.“

Obermeister Essing, Stahlwerk: „Ich habe meine Sicherheitsschuhe seit Mai; die Schuhe sind sehr gut.“

Ernst Stübbe, Hammerwerk: „Ich bin mit meinen Sicherheitsschuhen sehr zufrieden. Die Schuhe sind gut, ich trage sie etwa ein Jahr.“

Karl-Heinz Rosgmüller, Mech. Werkstatt NO: „Ich trage meine Schuhe sechs Monate; die Schuhe sind gut, nur etwas schwer.“

Emil Klöckner, Anstreicherei NO: „Ich trage meine Sicherheitsschuhe bereits neun Monate; die Schuhe sind gut, nur zu schwer.“

Rolf Hillen, Stahlwerk: „Meine Sicherheitsschuhe trage ich seit zwei Monaten. Sie haben sich bereits bewährt, als ein Erzwagen von rund einer Tonne Gewicht über meine Zehen rollte; meine Zehen blieben unverletzt.“

Obermeister Gneiser, Stahlwerk: „Ich trage meine Sicherheitsschuhe neun Monate, die Schuhe sind gut.“

Oberschaffner Weichselgärtner, Abteilung Verkehr: „Da ich meinen Sicherheitsschuh fast ein Jahr trage, kann ich ihn wie folgt beurteilen: Der Schuh hat sich bewährt und ist bis auf einen kleinen Mangel gut. Nach Rücksprache mit anderen Arbeitskollegen hat sich als Mangel heraus-

gestellt, daß die Einziehschlaufen leicht abreißen. Ferner hat sich bei einigen Schuhen die Sohle gelöst.“

Ernst Kühn, SM II: „Ich trage meine Sicherheitsschuhe ein halbes Jahr; die jetzigen Schuhe sind besser als alle bisherigen.“

Kurt Krämer, Feinblech-Walzwerk: „Ich war an der Walze mit dem Befestigen einer Führungsrinne beschäftigt. Plötzlich rutschte die Rinne ab und fiel mir auf den rechten Fuß. Hätte ich keine Sicherheitsschuhe getragen, wären meine Zehen gequetscht worden. Das Gewicht der Rinne betrug 120 Kilogramm.“

Hans Ross, Feineisen-Zurichterei: „Ich habe vor einiger Zeit einen Unfall durch eine herunterfallende Schienenunterlage gehabt, wobei meine Zehen verletzt wurden. Für mich kommt künftig kein anderer Schuh mehr als der Sicherheitsschuh in Frage.“

Otto Wagner, Feineisen-Zurichterei: „Ich trage nur Sicherheitsschuhe.“

Horst Hahnke, Feineisen-Zurichterei: „Ich habe keine Beanstandungen an den Sicherheitsschuhen.“

Wilhelm Rech, Kesselschmiede WO: „Ich trage meine Sicherheitsschuhe seit Mai, kann gut darin laufen und bin zufrieden damit.“

Helmut Dobrosch, Feinblech-Zurichterei: „Ich bin mit meinen Sicherheitsschuhen zufrieden, sie könnten nur etwas leichter sein. Meine jetzigen Schuhe trage ich gut ein halbes Jahr.“

Fritz Lenzen, Feinblech-Zurichterei: „Meine Schuhe trage ich ein halbes Jahr; ich bin zufrieden damit, sie sind besser als die bisherigen.“

Josef Dunzer, Baubetriebe WO: „Ich trage die Sicherheitsschuhe seit drei Monaten und bin zufrieden damit.

Mir sind schon mehrere Ziegelsteine auf die Zehen gefallen, die Zehen blieben unverletzt.“

Tagesmeister Haselier, WO: „Ich trage meine Sicherheitsschuhe ein Jahr. Das Profil der Sohle könnte etwas kleiner sein und der Schuh etwas leichter.“

Josef Krauss, Grobblech-Zurichterei: „Ich trage die Sicherheitsschuhe ein halbes Jahr, bin zufrieden damit, sie lassen sich gut tragen.“

Heinz Jostes, Hochofenbetrieb: „Ich bin mit meinen Sicherheitsschuhen zufrieden. Ihnen habe ich meine gesunden Zehen zu verdanken, als beim Öffnen eines Talbotwagens der schwere Gewichtshammer auf meine Fußspitze schlug.“

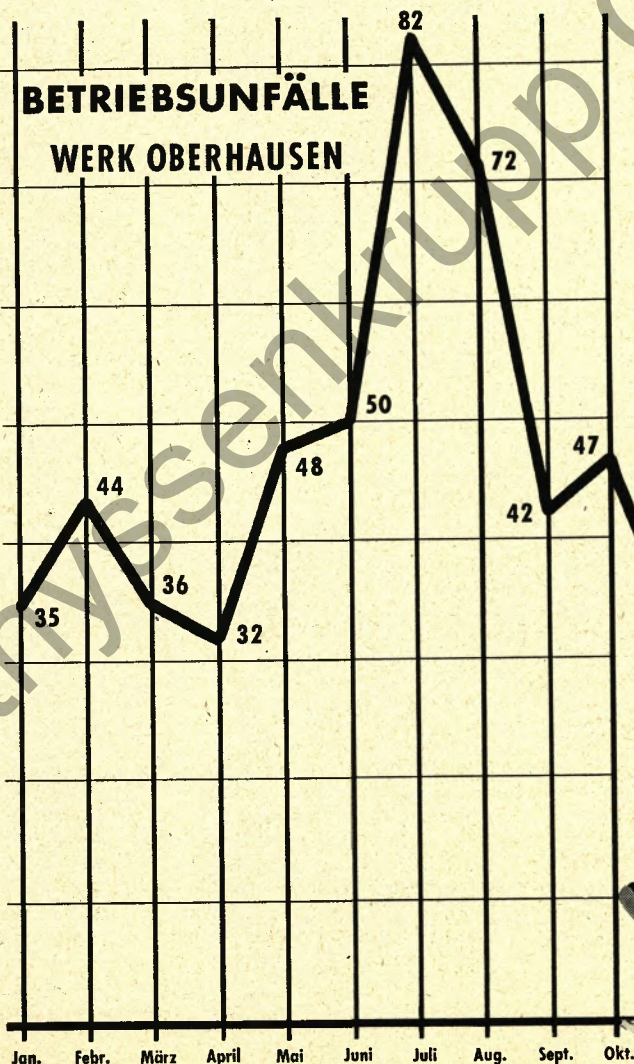
Unfallvertrauensmann Schupp, Hochofenbetrieb: „Im großen und ganzen bin ich mit den Sicherheitsschuhen zufrieden, sie sind nur etwas schwer. Die Qualität der Schuhe ist gut. Ich finde sie auch preisgünstig.“

Diese Meinungen aus den verschiedensten Betriebsabteilungen über unsere Sicherheitsschuhe bedürfen wohl keiner weiteren Ergänzungen. Sie kommen nicht vom Hörsagen. Erfreulicherweise darf gesagt werden, daß sich die einsichtigen Arbeitskollegen nicht durch die Kritiken in der Werkszeitschrift abhalten ließen, weiterhin den Sicherheitsschuh zu kaufen.

Der Verkauf der Sicherheitsschuhe ist auch nach Veröffentlichung der Meinungen weiterhin gut geblieben.

Vielleicht haben gerade diese Kritiken dazu beigetragen, manchen Kollegen an den längst fälligen Kauf der Sicherheitsschuhe zu erinnern. Wie gesagt, jedes Ding hat zwei Seiten. Ho

## BETRIEBSUNFÄLLE WERK OBERHAUSEN



## Alle Mann: Hau ruck!

Zum zweitenmal geht es in die letzte Runde: in wenigen Wochen werden die Prämien für die Mitarbeit bei der Unfallverhütung ausgezahlt. Noch steht vielen von uns ein nicht zu unterschätzender Prämienbetrag zu, mag er inzwischen auch vielfach nicht mehr so hoch sein wie zu Beginn des Jahres. Wollen wir uns, die wir das ganze Jahr über auf der Hut waren, um Betriebsunfälle zu vermeiden, kurz vor Toresschluß noch um unsere rechtmäßig verdiente Prämie bringen? An uns selbst liegt es, es durch verstärkte Aufmerksamkeit im Betrieb dazu nicht kommen zu lassen. Oberste Parole an uns alle: möglichst keine Unfälle mehr! Ziehen wir die Unfallkurve mit aller Macht nach unten, wie es unser Zeichner auf dem nebenstehenden Schaubild dargestellt hat. Das geht nur, wenn alle — ohne Ausnahme — bei der Unfallverhütung tatkräftig mitarbeiten. Nachdem sich der Unfallstand nach seinem Höchstpunkt im Juli in den letzten beiden Monaten wieder normalisiert hat, ist zu hoffen, daß wir die außergewöhnlich günstige Durchschnittszahl des letzten Jahres — 3,9 Unfälle auf 1000 Beschäftigte — diesmal noch unterbieten. Die Zahlen in unserem Schaubild beziehen sich zwar nur auf die Unfälle im Werk Oberhausen, aber es ist anzunehmen, daß in Gelsenkirchen die gleichen Anstrengungen gemacht werden müssen, um sicher über die Runden zu kommen. Weihnachten ist in Sicht, und Prämien winken — aber zuvor: alle Mann mitziehen! Unfallzahlen müssen purzeln!





# Erz vom Schneehuhnberg

In Ausgabe 14 brachten wir einen Bericht über eine Erzfahrt nach Narvik, den wir diesmal fortsetzen mit einer Schilderung des lappländischen Erzbergbaus von Kiruna. Mit einer Reportage über die Erzbahn werden wir in einem der nächsten Hefte diese Artikelreihe beschließen.

Auf dem Stationsschild von Kiruna steht „1413 Kilometer von Stockholm“; Stockholm liegt seinerseits gute 600 Kilometer von Malmö oder Helsingborg, und wenn man Schweden um diese seine Südspitze am Sund südwärts drehen könnte, so reichte es quer durch ganz Europa bis nach Nordafrika. Die am Bahnhof von Kiruna verzeichneten 1413 Kilometer sind Eisenbahnkilometer.

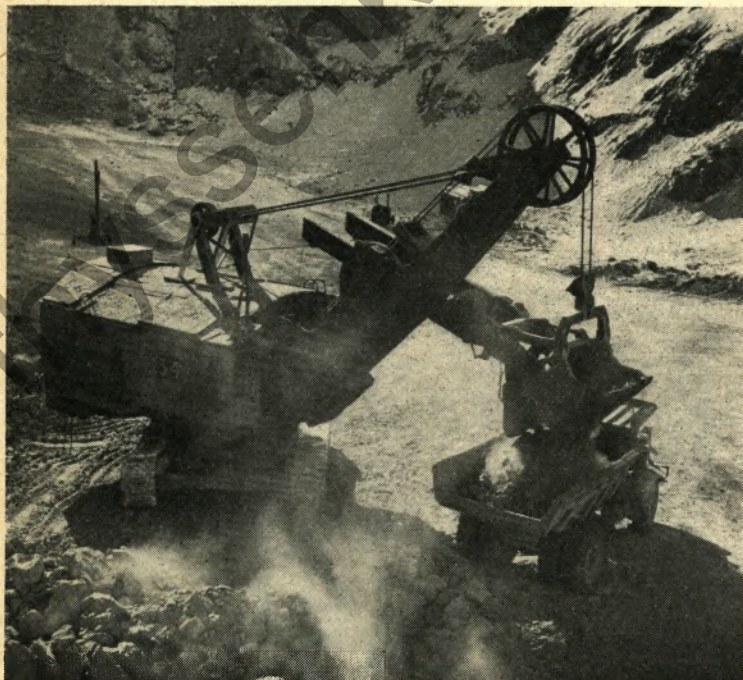
In der Luftlinie ist es nicht ganz so weit. Immerhin: auch die silbernen Vögel mit den gekrönten Flaggen der im Scandinavian Airlines System vereinigten drei Länder brauchen fast ihre vier Stunden. Sie fliegen allerdings auch nicht genau Luftlinie. Sie fliegen täglich von Stockholm die grüne Schärenküste aufwärts zu dem an der Ostsee gelegenen Erzhafen Lulea und

von dort dreimal in der Woche nach Kiruna. Hier, inmitten der lappländischen Tundra, liegt der größte bisher bekannte Erzkörper der Welt. Seine Länge mißt 5 Kilometer, die Breite durchschnittlich 100 Meter. Mit Sicherheit ist eine Tiefe von 1200 Meter festgestellt, doch reicht das Erz vermutlich sogar bis 2000 Meter unter die Oberfläche.

Das Unternehmen, zu dem das alles und noch viel mehr gehört, ist die Luossavaara-Kirunavaara Aktiebolag, kurz: LKAB, die bislang zu dem mächtigen Grängesberg-Konzern gehörte und im September dieses Jahres verstaatlicht wurde. Der Firmenname beschreibt zugleich die Umgebung von Kiruna, denn Luossavaara bedeutet in der Lappensprache soviel wie Lachsberg; daß dieser Berg Erz birgt, zeigt schon seine von Menschenhand gespaltene Kuppe, wenngleich er auch nicht die Bedeutung erlangte wie der ihm gegenüberliegende Kirunavaara, der Schneehuhnberg. Zwischen diesen beiden Bergen liegt der See Luossajärvi und über ihm die Stadt Kiruna. Diese Stadt, vor fünfzig Jahren standen hier nur ein paar Lappenhütten, ist ihrem Flächenausmaß von mehr als 13 000 Quadrat kilo-

metern nach übrigens die größte Stadt der Welt, obwohl sie nur etwa 23 000 Einwohner zählt. Zu ihrem Stadtgebiet gehört übrigens auch der rund 70 Kilometer von der eigentlichen Stadt entfernte Kebnekaise, der, von Selma Lagerlöf besungen, mit 2123 Metern der höchste Berg Schwedens ist.

In Kiruna werden die höchsten Löhne Schwedens gezahlt, was schon durch die Tatsache ersichtlich wird, daß auf jeweils fünf Einwohner ein Auto kommt, wenngleich auch Kiruna das „Ende der Welt“ ist, denn hier wird dem Kraftfahrer ein kompromißloses Halt geboten, hier endet das Straßennetz, von hier aus führt nur noch der Strang der Erzbahn durch die grandiose, menschenleere Einsamkeit. Immerhin aber besitzt Kiruna, rund 150 Kilometer jenseits des Polarkreises, die nördlichste Straßenbahn der Welt. Kiruna liegt nördlicher als Island und tausend Kilometer nördlicher als die Südspitze von Grönland. Aber der Golfstrom, der Skandinavien umspült, wirkt noch bis hierher. Man kennt gepflegte Parkanlagen wie sonst irgendwo in Südschweden oder in Deutschland. Die Ladenfenster, hübsch drapiert und mit ausgesprochen reichhaltigem Warenangebot ausgestattet, sind bis tief in die Nacht hinein hell beleuchtet. Schließlich verursacht die lange Dunkelheit im Winter Sehnsucht nach Licht. Wenn es gar mit den



Nach der Sprengung rollen die Bagger-Ungeheuer heran, die mit ihren riesigen, unersättlichen Greifern das Erz in die Kipplastwagen füllen. 30 Tonnen faßt solch ein sogenannter Euclid-Lkw.

Der Tagebau von Kirunavaara hat eine Länge von 3,3 Kilometer und eine Breite bis zu 400 Meter. Eine breite durch den Erzabbau geschaffene Scharte, tief wie ein Cañon, spaltet das Bergmassiv. Gegenwärtig nähert sich die Sohle der Schlucht dem Fuße des Berges; das bedeutet, daß der Tagebau zu Ende geht. Deutlich zeigt unser Bild die Terrassen, die der Abbau hinterlassen hat.

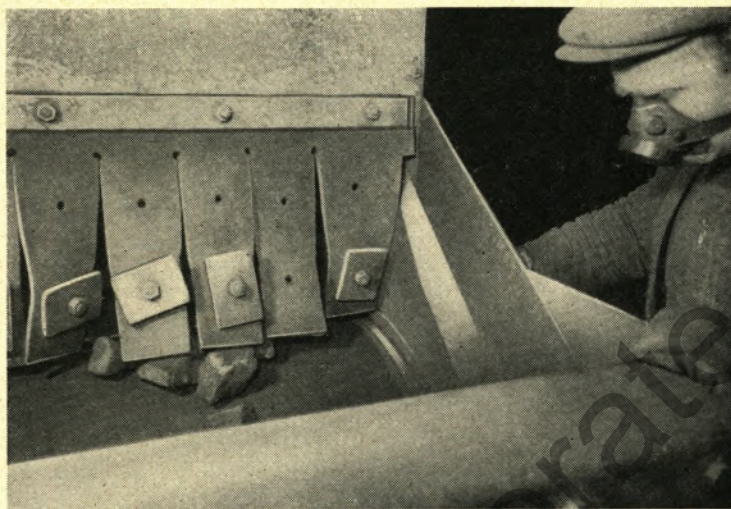
Sehnsüchten schlimmer wird, nennt man das die „Lappenkrankheit“. In Kiruna liegt immerhin gute sieben Monate lang Schnee, und fast zwei Monate lang wird es nicht hell. „So bis März geht es, aber wenn es dann im April und im Mai immer noch nicht Frühling wird...; richtigen Frühling kennt man hier kaum.“ Daß im Erzbergbau die Leistung im Winter höher ist als im Sommer, erklärt ein Ingenieur: „Man schläft sommers nicht genug in der ständigen Helle.“ Nun ist Kiruna aber keineswegs eine Minenstadt im üblichen Sinne. Dafür hat die LKAB gesorgt, indem sie Tausende von Werkwohnungen schuf, modern und mit allem neuzeitlichen Komfort.

Der Berg, um dessentwillen es Kiruna gibt und dessentwegen dieser Ort von zwanzigtausend Menschen unter den Eisenhüttenleuten der ganzen Welt so berühmt ist wie Rom in der Christenheit, hebt sich in langgestreckten Terrassen wie eine Gigantenfestung aus dem Land. Seine eckige Kontur stammt nicht etwa von der Natur, sondern von den Kippwagen, und die dunkle Masse, aus der sie geformt ist, ist nicht das Erz, sondern das taube Gestein, das man abgefahren und am Berg aufgeschüttet hat. In seiner Form bietet der Berg ein eindrucksvolles Beispiel für die Umwandlung der Naturlandschaft durch den Menschen: er ist buchstäblich in zwei Teile zerlegt, eine breite Scharte, tief wie ein Cañon, spaltet das Bergmassiv. Durch den

Jedes Bohrloch wird mit 100 bis 200 Kilogramm Dynamit beschickt. Dann flattern die feuerroten Warnflaggen, heulen die Sirenen, gellen die Trillerpfeifen der Vormänner: der Berg muß sofort freigemacht werden. Zum zweitenmal, durchdringender noch, ertönen die Warnsignale. Das ist der Auftakt zum Schießen, der sich in jeder Schicht wiederholt. Da — mit einem Mal gehen die Ladungen hoch. Ein mächtiger Donner rollt über das Land hin, bricht sich an den Hängen der Berge. Es hört sich an wie ein Bombenteppich unseligen Angedenkens; die Rauchwolken, die aus den Bohrlöchern aufsteigen, sehen aus wie schlanke Pappeln. Mit einer solchen Sprengung wer-

Erz zu den höhergelegenen Brecheranlagen befördern könnte, die mit knirschendem Getöse alle Brocken bis auf handliche Stücke von 25 Zentimeter Durchmesser zerkleinern. Man hat deshalb die amerikanischen Euclid-Lkw eingesetzt, die bis zu 30 Tonnen fassen und über eine mechanische Kippvorrichtung verfügen; ihre Räder haben einen Durchmesser von fast zwei Metern.

Aus der Brecheranlage stürzt das Erz in einen Schacht zum Seetunnel hinunter, der auf dem gleichen Niveau liegt wie der Spiegel des Luossajärvi. Auf eine unkomplizierte Weise, nämlich gesteuert durch Holzklappen, die mit zischender Prefluft bedient werden, wird



den 20 000 bis 45 000 Tonnen Erz losgeschossen.

Kaum ist das geschehen, so rollen riesige Bagger heran. Sie packen mit ihren unersättlichen Greifern das herausgesprengte Erz, heben mit einem einzigen Griff ganze

das Erz dann in die Waggon gefüllt, die von einer Elektrolok durch den Tunnel gezogen werden. Kurze Zeit später rollen die Züge in Richtung Narvik oder Lulea, aber mehr nach Narvik, denn dort ist der Hafen das ganze Jahr über offen; 22 bis 25 je Tag — im Schein der Mitternachtssonne, aber auch in Sturm und Kälte der Polarnacht. Selbst in der härtesten und dunkelsten Winterszeit, wenn es kaum hell wird in der Polarzone, wird im Erzberg von Kiruna allen Schwierigkeiten zum Trotz ununterbrochen gearbeitet. Dann erhellen Tag und Nacht die Strahlenbündel der Scheinwerfer den Berg.

Wie lange aber wird das Erz reichen? Das weiß man nicht. Man kann jedoch mit Wahrscheinlichkeit damit rechnen, daß auch bei einem erhöhten Abbau das Kiruna-Erz noch etwa für 200 Jahre reichen wird. Der große Erzkörper von Kiruna selbst — es liegen noch weitere Erzvorkommen von geringeren Ausmaßen in der Nähe — hat, wie bereits einleitend erwähnt, eine Länge von fünf Kilometer, bei einer Mächtigkeit von 40 bis 200 Meter. Die Gesamtreserven an Lappplanderz werden auf zwei Milliarden Tonnen geschätzt. Nach den bestehenden Plänen sollen jährlich elf

Arbeiter im Untertage-Betrieb von Kirunavaara. Die Energie und solide Fachkenntnis der Arbeiterschaft ist ein Aktivposten in Schwedens Wirtschaft.

Ist das Erz aus der Grube heraus transportiert, gelangt es in die Aufbereitungsanlage, wo auf magnetische Weise separiert und eventuell herein geratenes Taubgestein herausortiert wird.

Millionen Tonnen abgebaut werden. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als das Schwedenerz für die Eisenindustrie interessant wurde, wurden in Kiruna jährlich 20 000 Tonnen Eisenerz gewonnen, heute, 1957, je Tag 50 bis 55 000 Tonnen.

Freilich, die Zeit, da man alles im Tagebau gebrochen hat, neigt sich zu Ende. Die Sohle der Schlucht nähert sich dem Fuße des Berges. Stellenweise liegt der Tagebau von Kirunavaara schon unter dem Niveau, für das man früher den Übergang zum Untertagebetrieb für notwendig erachtet hätte. Das hängt mit der Entwicklung auf dem Gebiet der Maschinenteknik zusammen. Man wird fortfahren bis zum Niveau des Sees, welches etwa in fünf Jahren erreicht sein dürfte. Danach wird der Tagebau ganz eingestellt. Seit einigen Jahren erfolgt ein sukzessiver Übergang zum Untertagebetrieb.

Man muß sich — zum besseren Verständnis — den Erzkörper von

Die Zentralanlage, das Herzstück des Kiruna-Erzbergbaus. Der Ausdruck Fördergerüst oder Fördersturm wäre für das langgestreckte, mit Aluminium verkleidete Gebäude wohl fehl am Platz. Acht Förderanlagen mit einer Fördergeschwindigkeit von 11 m/sec laufen hier nebeneinander. Förderung: 4000 t/st.

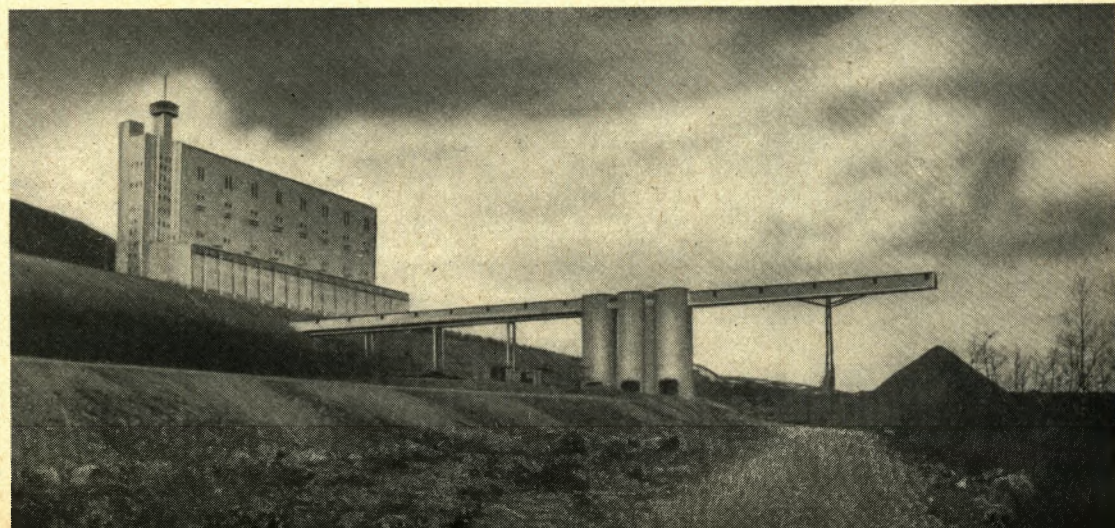


Gleich an der Sprengstelle wird das herausgeschossene Erz von großen Lademaschinen gepackt. 1000 Tonnen per Schicht läßt ein solcher Joy-Loader und leistet damit die gleiche Arbeit wie früher 40 Mann bei Verladen von Hand.

Abbau von 175 Mill. Tonnen Eisenerz und etwa 120 Mill. Tonnen Taubgestein ist dieses Felsental entstanden, während die Gesteins-halden den Berg an den Flanken verbreitert haben.

Der Abbau im Tagebau erfolgt in Sprossen. Das sind Terrassen von je fünfzehn Meter Höhe. In einiger Entfernung vom Rand stehen die Seilschlagbohrmaschinen, die mit einer Geschwindigkeit von über einem Meter je Stunde in dröhnendem Takt Löcher von etwa sechzehn Meter Tiefe in das Erz bohren.

Wagenladungen und lassen den Inhalt in die schweren Kipplastwagen poltern. Der Berg ist nämlich zu tief abgebaut, als daß man noch mit Schienenfahrzeugen das



Kirunavaara als riesige Scheibe vorstellen, im Durchschnitt hundert Meter dick und mehrere hundert Meter tief. Aber diese Scheibe liegt nicht flach und nicht senkrecht, sondern schräg, in einem Winkel von 60 Grad, in den Berg eingelassen. Also wird es mit der Zeit zu teuer, den Berg über der Scheibe abzutragen; als sinnvoller erwies sich die Abteufung einer Schachanlage, von der aus Stollen in den Erzkörper vorgetrieben wurden. Der Abbau erfolgt gleichzeitig in verschiedenen „Etagen“, die tiefste Sohle liegt jetzt bei 600 Meter unter der Erdoberfläche. Gegenwärtig wird bereits ein Zehntel des Erzes von Kirunavaara unter Tage abgebaut.

Im Untertagebetrieb ist natürlich vieles anders als im Tagebau. Zum Beispiel kann man hier das Dynamit nicht elektrisch zünden, weil dabei vagierende Ströme im Erz aufpassen würden. Anders als im Kohlenbergbau handelt es sich in Kiruna nicht um mehr oder weniger mächtige Flöze, sondern der Bergmann bewegt sich hier, wenn der Vergleich erlaubt ist, wie die Made im Speck. Alles ist Erz ringsherum. Der Betrieb ist weitestgehend mechanisiert. Sogar das Verladen erfolgt durch Maschinen. Sowohl beim Streckenvortrieb als auch beim Bruchbau selbst werden elektrisch angetriebene Joy-Loader eingesetzt, deren gewaltige Zangen an einen riesigen Hammer erinnern; damit packen sie die Erzbrocken und befördern sie über ein metal-

lenes Transportband auf die Shuttlecars, zu deutsch Schüttelwagen. Ein Joy-Loader bewältigt in einer Arbeitsschicht von acht Stunden durchschnittlich 1000 t Erz. Die gummiereiften Schüttelwagen bringen danach das Erz zu den Brecheranlagen. Das zerkleinerte Erz stürzt dann in Erzfaschen, die schachtartig im Felsen angelegt sind. Von da wird es automatisch in die Förderwagen der elektrischen Grubenbahnen verladen und zum Zentralschacht befördert, von wo es im Förderbetrieb nach oben gebracht wird.

Herzstück des Betriebes ist die zentrale Förderanlage, kurz Zentralanlage genannt, ein aus Aluminium gebautes langgestrecktes Schachtgebäude mit acht nebeneinanderliegenden Skip-Förderungen, die das Erz zutage bringen. Das in den Brecheranlagen auf 100 Millimeter Korngröße zerkleinerte Erz, das über ein Zuleitungsband der vollautomatisch arbeitenden Skip-Förderung zugeleitet wurde, wobei eine Brecheranlage jeweils zwei Skip-Förderungen bedient, wird zunächst in der Zentralanlage einer einfachen Aufbereitung unterzogen, die im wesentlichen aus permanent arbeitenden Magnetscheidern besteht. Diese Aufbereitung ist erforderlich, weil insbesondere beim Untertage-Bruchbau mehr taubes Gestein als beim Tagebau in das Erz geraten kann; es läßt sich aber durch Magnetscheidung bequem aussortieren. Das so gereinigte Erz geht

in große Vorratsbunker, aus denen es im Hauptförderstollen in die jeweils 50 Tonnen fassenden Wagen der Staatsbahn verladen und auf die Reise nach den Häfen geschickt wird.

Man ist erstaunt, mit welcher Großzügigkeit im lappländischen Erzbergbau geplant und gebaut wurde. Die Mechanisierung scheint bis zum letzten getrieben. Arbeitskräfte sind teuer und die kompliziertesten Maschinen sind im Endeffekt trotz hoher Anschaffungskosten billiger. Im ganzen Erzberg von Kiruna wird man kaum jemanden mit Hacke oder Schuppe entdecken.

Dabei liegt Kiruna inmitten der lappländischen Einöde, weitab vom Getriebe der Industriezentren und großen Städte. Bis hinauf auf den Erzberg kommen die Rentiere, die hier zu Tausenden in freier Wildbahn leben. Auch gibt es noch Wölfe und Bären sowie Luchse und Nerze in nicht geringer Zahl. In den Straßen von Kiruna begegnen einem Lappen in ihrer farbenprächtigen Tracht: enge Hosen, Schuhe aus Rentierfell, weite Blusen in der Art von Russenkitteln mit gelbroten Tressen, Gürtel und brandroter Wollquaste auf der Kappe. Die Tracht aber ist nicht so alt wie man glauben möchte; sie kam auf, als die österreichische Textilindustrie die ersten billigen Tuche auf die Lappenmärkte lieferte. Doch Lappe ist nicht gleich Lappe. Es gibt Waldlappen, Berglappen, Tundralappen,

es gibt unter ihnen Herren, die ihre riesigen Rentierherden mit dem Hubschrauber beaufsichtigen, es gibt unter ihnen aber auch arme Fischer und einherwandernde Nomaden. Viele Lappen haben im Erzbergbau ihr Auskommen gefunden. Man spricht in Schweden von der Lappenfrage, wenn es sich darum dreht, wie man sich diesem Volksstamm, der langsam ausstirbt, gegenüber verhalten soll.

Lapland im Norden Europas, Land der letzten Nomaden in unserem durchzivilisierten Kontinent, Land der Mitternachtssonne und der Unendlichkeit der Tundra ist seit etwa achtzig Jahren durch seinen Erreichtum zu einem Begriff für die eisenschaffenden Industrien in aller Welt geworden. In Schweden wurde schon um 600 v. Chr., in der Wikingerzeit, Eisen erzeugt. Doch die Eisenberge von Kirunavaara und Luossavaara werden zum erstenmal 1696 erwähnt, in einem Bericht von Samuel Mört, einem Hüttenbuchhalter aus dem mittelschwedischen Kengis. Doch mit dem stark phosphorhaltigen Erz, obwohl es mit einem Fe-Gehalt bis zu 70 Prozent als das beste der Welt gilt, wußte man nichts Rechtes anzufangen. Erst als im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts das Thomasverfahren seinen Einzug in die Stahlerzeugung hielt, wurden die Lappländer schlagartig zu einem begehrten Rohstoff auf dem Weltmarkt.

- nd

## Deutsche Stahlindustrie 1957 / Fortsetzung von Seite 241

bei der Betrachtung der Kostenentwicklung im Inland. Wenn von einem Eisenhüttenstag bis zum nächsten Rohstoffverfeuerungungen in der Größenordnung von etwa 600 Millionen DM auf die eisenschaffende Industrie zukommen, davon etwa die Hälfte für Kohle, die andere Hälfte für Eisenerz und Schrott, dann seien das Beträge, mit denen auch die fortschrittlichste Technik nicht so ohne weiteres fertig werden könne. Zur Lohnfrage meinte der Vortragende, daß die Eisenindustrie bisher genug damit zu tun gehabt habe, die Erhöhung der Rohstoffkosten aufzufangen und die verantwortlichen Männer sich darin einig seien, daß dadurch dem Gedanken des höheren Lebensstandards durch höheres Realeinkommen mehr und besser gedient sei und daß damit außerdem die Störungsquellen verstopft würden, aus denen das Prinzip der Spitzenstellung unserer Bergarbeiter immer wieder unterspült werde. Natürlich habe es die Eisenindustrie nicht allein in der Hand, diesem Gedanken zum Durchbruch zu verhelfen, das Verständnis für solche Denkweise scheine aber erfreulicherweise in immer tiefere Schichten unseres Volkes einzudringen.

Die Frage des Eisenpreises ist, wenn der Einfluß der Exporterlöse ausgeschlossen wird, bedingt — wie Schenck zusammenfassend feststellte — durch das Ergebnis des Wettlaufs zwischen den Verfeuerungen, die die deutsche Eisenindustrie aus der Entwicklung der Rohstoffpreise und der Personalaufwendungen belasten, und den kostensenkenden Fakten, die demgegenüber die Industrie aus dem

Fortschritt auf technischem und verwaltungsmäßigem Gebiet ziehen kann.

Mit allem Nachdruck vertrat der Redner in diesem Zusammenhang die Meinung, daß der Ausbau und die Modernisierung unserer Hüttenanlagen bei weitem noch nicht als abgeschlossen gelten können. Als erstrebenswertes Fernziel stellte er die Schaffung von Werken heraus, die jeweils ein großes und gleichförmiges Programm mit Hilfe eigens darauf eingestellter Maschinenanlagen im Dauerbetrieb abwickeln und dadurch ein bemerkenswert hohes Maß an Wirtschaftlichkeit hervorzubringen vermögen. Solche Betriebe, ausgesprochene Einzeckbetriebe also, aber, seien naturgemäß nicht wenig genug, um dem Auf und Ab der Konjunkturen zu trotzen. Deshalb müßten sie zum Ausgleich der Schwankungen notwendigermaßen mit ähnlichen Werken anderer Programmrichtung zusammengeschlossen werden; so erhebe sich wieder der Wunsch nach Zusammenschlüssen größerer Art. Dieser Wunsch sei keineswegs aus irgendwelchem Macht- oder Herrschaftsbestreben geboren, sondern aus der Sorge um die künftige Widerstandsfähigkeit unserer Eisenindustrie. Wem Deutschland zu klein sei, um so große Zusammenschlüsse für möglich zu halten, wie sie in Amerika ohne Beanstandung gebildet wurden, dem empfahl der Vortragende, daran zu denken, daß wir nur ein Teil von Europa sind und daß es in allen europäischen Ländern Partner gäbe.

Prof. Schenck äußerte die Überzeugung, daß der Stahlbedarf in

der Welt weiter steigen werde und dementsprechend die Erzeugung mitgehen müsse. Nun aber dürfe nicht jede Verlangsamung, jeder anscheinende Stillstand oder ein zeitweiliger Rückgang der Produktionsziffern vorläufigen Zweifel auslösen: „Alle Entwicklungen bewegen sich zeitlich in Stufen, die — wenn man sie über einen längeren Zeitabschnitt in der graphischen Darstellung sieht — sich als geringfügige Schwankungen um eine glatte, ansteigende Kurve erweisen.“ Letztlich sei die Finanzierung der noch offenstehenden großen Objekte eine Frage des Vertrauens in die Konjunktur.

Die Zusammenarbeit der eisenschaffenden Industrie mit den Verbrauchergruppen müsse weiterhin auf das Ziel ausgerichtet werden, die weit zersplitterten Wünsche verschiedener Partner zu einer rationalen Wunsch- und Lieferliste zu vereinigen. Hier sei kürzlich ein schöner Erfolg erzielt worden. Das Walzprogramm der Stabstahl- und Flachstahlstraßen war bekanntlich ins Ungemessene gestiegen, so daß die daraus entstandenen Nachteile aus langen Lieferfristen, großen Lagerbeständen, geringerer Walzwerksleistung und ungenügender Ausnutzung der Produktionskapazitäten beiden Partnern als höchst unerfreulich erscheinen mußten. „Mit Einsicht und gutem Willen“, führte der Vortragende aus, „ist es gelungen, daß in den wichtigsten Gruppen beim Stabstahl die Programmaufteilung von 5 211 auf 1 171 Abmessungen, beim warmgewalzten Flachstahl von 3 544 auf 596 herabgesetzt wurde.“ Diese Beschränkung auf 22

bzw. 17 Prozent der ehemaligen Typen sei ein bedeutsamer und vorab befriedigender Erfolg, den man um so höher bewerten müsse, wenn man die psychologischen Hemmungen kenne, die den Verzicht auf alte Gewohnheiten erschweren. Prof. Schenck bezeichnete dies als nur ein Beispiel für solche Maßnahmen, die der eisenschaffenden Industrie Kosten ersparen und zu ihrem Teil helfen könnten, gewisse Verfeuerungen aufzufangen.

Abschließend setzte sich der Redner für eine stärkere Förderung des technischen und wissenschaftlichen Nachwuchses ein. Diese Frage müsse den staatlichen Stellen zumindest ebensoviel Sorge machen, wie der Wirtschaft. Nationaler Reichtum liege heutzutage in den Menschen, die zum naturwissenschaftlichen Denken und technischer Folgerichtigkeit befähigt seien. In diesem Zusammenhang bezweifelte er, daß das künftige Angebot an Ingenieuren mit der Nachfrage Schritt halten könne. Vor allem aber müsse es nachdenklich stimmen, wenn jedes Land die sich daraus ergebenden Probleme für sich allein lösen wolle.

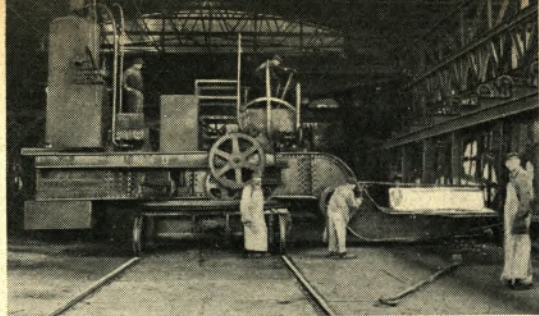
Er gab zu bedenken, daß alles, was uns in dieser Hinsicht gegenwärtig Sorgen mache, schließlich der Steigerung des realen Einkommens aller dienen werde „und damit auch dem Wohlstand der großen Zahl der Männer, die vor dem Feuer, an den Maschinen, in den Laboratorien, vor den Zeichentischen stehen. Sie erwarten von uns, daß wir den Kopf anstrengen und nicht nur reden, daß wir Wege finden und sie gehen, Wege, die zum Frieden und zur Sicherheit der Arbeit und zur Freude am Leben führen.“

# Im Kraffeld der Technik

Im Oktober veröffentlichten wir einen ausführlichen Bericht über unsere neue Quarto-Grobblechstraße. Diesmal möchten wir durch einige bildliche Gegenüberstellungen auf die durch die neue Straße erzielten Rationalisierungseffekte gegenüber der alten Anlage hinweisen. Bei der Investitionsplanung kam es darauf an, durch Rationalisierung des Arbeitsverfahrens und des Arbeitsablaufs zu günstigen Kosten zu kommen, um dadurch die Konkurrenzfähigkeit aufrechterhalten zu können. Schließlich aber hat die Mechanisierung für den arbeitenden Menschen wesentliche Erleichterungen gebracht. Man denke nur einmal daran, wie vor noch gar nicht allzu langer Zeit das Walzen von Blechen eine Aufgabe war, die nicht nur Erfahrung bei den Hüftenmännern voraussetzte; vor allem aber brauchte man ganze Scharen muskelbepackter, kräftiger Arbeiter, um das Walzgut zum Walzgerüst und über den Rollgang zur Richtmaschine und Schere zu wuchten. Heute werden die schwersten Brammen mit großer Geschwindigkeit von elektrisch angetriebenen Rollen zum Walzgerüst getragen. Die Rollen gehorchen dem Fingerdruck des Steuermannes, der von seiner Bühne aus das Walzen leitet, und fragen, in Sekundenschnelle die Laufrichtung wechselnd, das Grobblech zu erneutem Stich wieder zum Gerüst zurück.

Unser neues Quarto-Warmwalzwerk ist ein Musterbeispiel für die konstruktive Entwicklung im Hütten- und Walzwerksbau, eine Illustration der sich vollziehenden Mechanisierung und Rationalisierung. Die ständig wachsenden Ansprüche an Leistung und Maßhaltigkeit und das Streben, die Menschen durch maschinelle Vorrichtungen von schwerer körperlicher Arbeit zu entlasten, drängt immer wieder zu verbesserten Konstruktionen. Pläne der Rationalisierung, Leistungssteigerung, Arbeitersparnis und Arbeitserleichterung lassen sich mit Hilfe der Technik verwirklichen, wobei die Konstrukteure nicht zuletzt zurückgreifen können auf die Leistungen der Elektroindustrie. Dadurch werden zweifellos große und teilweise völlig neue Anforderungen an die Menschen gestellt, die diese Anlagen bedienen müssen. Aber alles spricht dafür, daß der Mensch im Kraffeld der Technik auch den veränderten Gegebenheiten gewachsen ist.

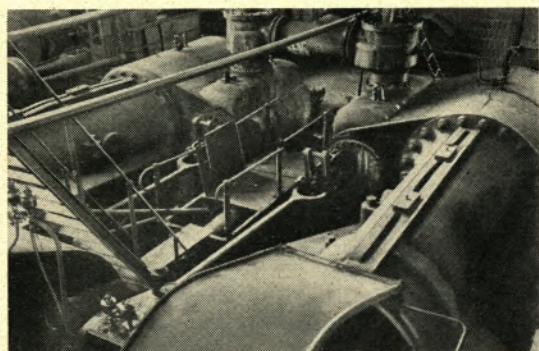
ECHO DER ARBEIT



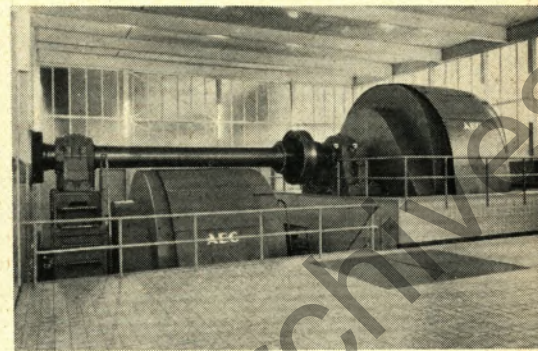
Mit einem dampfangetriebenen Fahrzeug wurden die Brammen nach dem Ausstoß aus dem alten Ofen transportiert.



Der Brammenausstoß am neuen Ofen ist wesentlich einfacher: auf einem Rollgang laufen die heißen Brammen zur Walze.



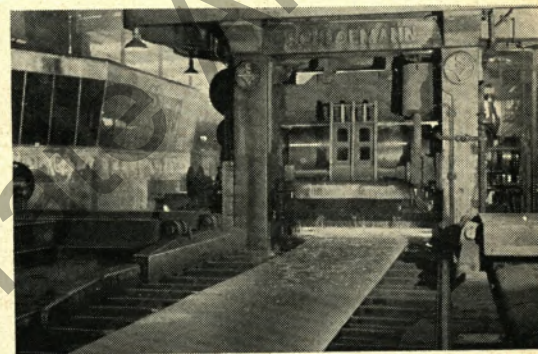
So war es früher: durch eine Dampfmaschine wurden die Walzen unserer ehemaligen Trio-Grobblechstraße angetrieben.



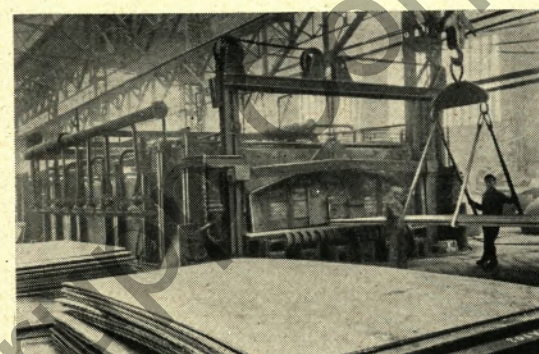
Heute ist das Bild übersichtlicher: der Antrieb geschieht durch Twindrive, das sind zwei elektrisch betriebene Motoren.



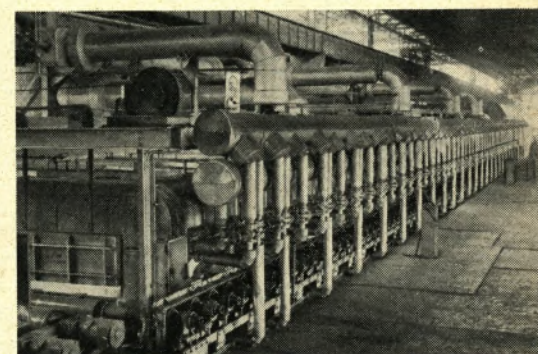
Acht Arbeitskräfte mußten an dem alten Walzgerüst der Trio-Straße das Walzgut steuern: eine ausgesprochene Schwerarbeit!



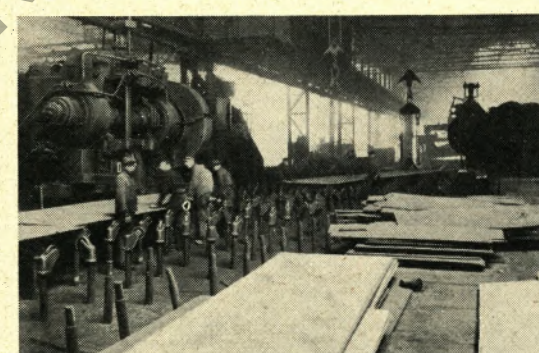
Hier sieht man Nutzen und Vorteil einer planvollen Rationalisierung: das neue Quarto-Walzgerüst ist vollmechanisiert.



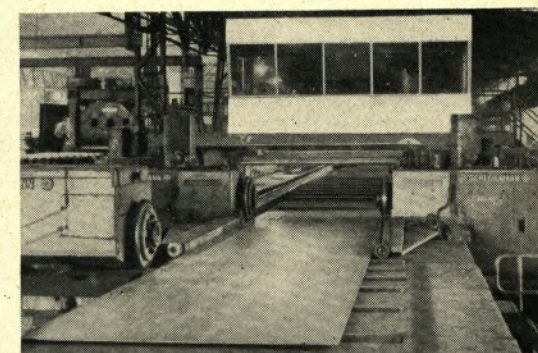
Das war die frühere Leistung: die Kapazität des alten Herdglühofens betrug bei kaltem Einsatz fünf Tonnen in der Stunde.



Heute hat sich die Leistung vervielfacht: die Kapazität des kontinuierlichen Durchlaufglühofens beträgt jetzt 25 Tonnen.



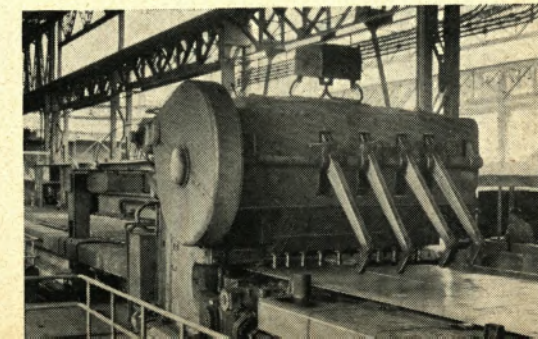
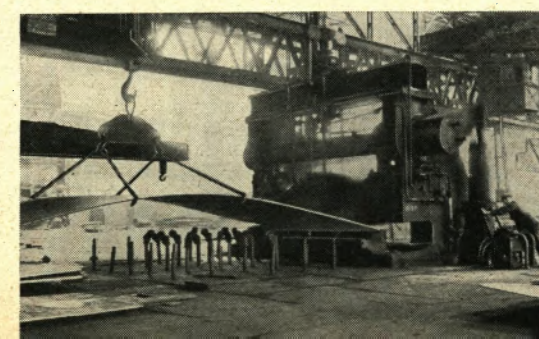
Umständlich war es an der alten Trio-Straße: mit der Hand wurde der Seitenschrott über Schwanenhälsen abgeschnitten.



Heute wird Längsschrott vollmechanisiert an der Kreismesssaumschere abgeschnitten: es geht schneller und einfacher.

Mit einem Kran wurden die Bleche der alten Kopfschere vorgelegt. Die Schere selbst wurde mit Preßwasser angetrieben.

Die Kopfschere der Quartostraße läuft durch elektrischen Antrieb. Die Bleche werden auf einem Rollgang zugeführt.



# Ärzeschaft protestierte

Die Kreisstelle Oberhausen der Ärztekammer Nordrhein wendet sich in einem Schreiben gegen den in Ausg. 17/57 der Werkzeitschrift erschienenen Bericht „Warum Krankenkontrolle?“. Doch bevor wir den Brief abdrucken und auf die einzelnen Darlegungen eingehen, sei der Ärzteschaft gesagt, daß wir über den Ton etwas verwundert sind; ganz davon abgesehen, daß man sich teils gegen Argumente verwahrt, die in dem betreffenden Artikel überhaupt nicht ausgesprochen wurden. Am allerwenigsten aber ist es unsere Absicht gewesen, die Ärzte in ihrem Ehrgefühl zu kränken. Nicht zuletzt daraufhin haben wir uns den Bericht noch einmal vorgenommen, haben aber auch danach keinerlei beleidigende oder für die Ärzteschaft ehranrührige Aspekte herauszufinden vermocht. Ein objektiver Leser dürfte in dieser Hinsicht schwerlich zu einem anderen Ergebnis kommen. Bezüglich der in dem Brief ausgeführten einzelnen Punkte können wir leider nicht übersehen, daß hierbei nicht immer das erforderliche Maß an Sachlichkeit eingehalten wurde. Deshalb würde ein völlig falsches Bild entstehen, wenn wir das Schreiben kommentarlos veröffentlichten.

Gewiß, Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, ist oft nicht leicht. In diesem Sinne mag einiges, was in dem Artikel gesagt wurde, von verschiedenen Ärzten mißverstanden worden sein. Was die „Überprüfung“ anlangt, so liegt beispielsweise der Akzent des einen Satzes, gegen den sich das Schreiben der Ärztekammer in so starkem Maße wendet, doch wohl an der Stelle, an der es heißt „... und nicht zu Lasten der Betriebskrankenkasse — auch in bezug auf Krankschreibungen und Krankheitsdauer — das erforderliche Maß überschreiten“, denn daß die Kassen sogar verpflichtet sind, die Arbeitsunfähigkeit der Versicherten in den erforderlichen Fällen durch einen Vertrauensarzt rechtzeitig nachprüfen zu lassen, wird klar und eindeutig durch den § 369 der RVO zum Ausdruck gebracht. Dieser Rechtsvorschrift entsprechend ist der Vertrauensarzt berechtigt, „auf Grund seiner fachlichen Ausbildung die Diagnose des behandelnden Arztes zu prüfen“. So jedenfalls kann man dem Schreiben der Ärztekammer, soweit man sich auf den Kommentar von Dr. Vaternahm beruft, entnehmen. Sinngemäß bedeutet dies kaum etwas anderes, als in dem bestandenen Artikel aufgezeichnet wurde. Daß der Vertrauensarzt darüber hinaus berechtigt ist, in die Behandlung des Kassenarztes einzugreifen, haben wir keineswegs sagen wollen und steht in unserem Artikel nirgendwo geschrieben. Wie notwendig demgegenüber eine Nachprüfung durch den Vertrauensarzt ist, läßt ein Blick auf den Geschäftsbericht unserer Betriebskrankenkasse erkennen, danach ließen sich im vergangenen Jahr 40 Prozent der zur Nachuntersuchung bestellten „Kranken“ sofort gesundschreiben, ohne den Vertrauensarzt überhaupt aufgesucht zu haben.

Ebenso ist an keiner Stelle des Artikels die Rede davon, daß die Ärzte Scheine „sammeln“, um sich zu bereichern. Noch näher auf die im Schreiben der Ärzteschaft angeführte Gegenüberstellung Falsch/Richtig einzugehen, erübrigt sich, da dies mit dem Inhalt des kritisierten Artikels nichts zu tun hat, sondern wohl des publizistischen Effektes wegen erfolgte.

Was in der Entgegnung der Ärzte als „altchinesische Methode“ abgetan wird, war immerhin bis vor etwa dreißig Jahren üblich. Die Ärzte sind falsch orientiert, wenn sie meinen, daß es eine solche Methode in der deutschen Sozialversicherung nie gegeben habe. Auch heute ist ein solches System durch die Diskussion um die Neuordnung der Krankenversicherung wieder aktuell geworden. In der Tat bestand in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Regelung, wonach die Kassen die ärztliche Tätigkeit mit einer festen Pauschsumme vergüteten, die entweder nach der Mitgliederzahl (Kopfpauschale) oder nach der Zahl der Behandlungsfälle (Scheinpauuschale) bemessen war. Das heute noch bei der Knappschaft übliche Einschreibesystem ist eine ähnliche Methode. Dem Sozialausschuß des Bundestages liegen zur Neuordnung der Krankenversicherung sowohl von der Regierungsseite als auch von der Opposition eingebrachte Entwürfe vor, die in ähnliche Richtung zielen. So heißt es z. B. im Sozialplan der SPD wörtlich: „Im heutigen Verhältnis zwischen Krankenkassen und Ärzten wird als größter Mangel beanstandet, daß die Ärzte in ihre tatsächlich bestimmte Rolle bei der Ausgestaltung der Krankenversicherung nicht in einer Form hineingewachsen sind, die geeignet wäre, auch das Bewußtsein ihrer Mitverantwortung voll zu entwickeln... Aus der Vor-

stellung heraus, daß es jedem Arzt in erster Linie auf die Gesundheit des Versicherten, nicht aber auf sein Erscheinen im Krankheitsfall ankommen soll, kann die Vergütung nur auf der Zahl der Personen aufbauen, die sich dem einzelnen Arzt für Zeiten der Gesundheit und der Krankheit anvertrauen. Diese Überlegungen lassen uns ein Einschreibesystem vorschlagen. Die Honorierung des Arztes soll eine Pauschalhonorierung für alle Leistungen an Gesundheit und Krankheit des Behandlungsberechtigten sein.“

Auch wurde in unserem Artikel nicht behauptet, daß die Oberhausener Ärzteschaft zu leichtfertig und zu lange krankschreibe. So global

## Wortlaut des Schreibens der Ärztekammer Nordrhein, Kreisstelle Oberhausen

Mit Entrüstung hat die Oberhausener Ärzteschaft von dem Artikel „Warum Krankenkontrolle“ in Ihrer Zeitschrift „Echo der Arbeit“ Kenntnis genommen. Wir sind überzeugt, daß bei dem bekannt guten Verhältnis zwischen der Ärzteschaft einerseits und dem Vertrauensärztlichen Dienst und der Leitung der Betriebskrankenkasse der HOAG andererseits, sich diese Stellen von dem Inhalt des Artikels entschieden distanzieren. Die unter der Überschrift „Warum Krankenkontrolle“ entwickelten Ideen beweisen uns, daß das Urteil des Schreibers durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist. Aus diesem Grunde allein würde es sich erübrigen, auf ein derartiges Schreiben einzugehen. Da aber auch erhebliche Unwahrheiten in diesem Artikel beinhaltet werden, ist die Oberhausener Ärzteschaft gezwungen, durch diese Entgegnung vor den Betriebsangehörigen des Oberhausener Hüttenwerkes eine Klarstellung herbeizuführen; denn diese Zeilen wirken doppelt verletzend, weil sie zu einem Zeitpunkt erschienen sind, in dem die Oberhausener Ärzteschaft, die Krankenkassen und der Vertrauensärztliche Dienst durch die Ausdehnung der Grippeerkrankungen in unvorstellbarem Maße mit Arbeit überlastet waren.

Der § 369 b Absatz 1 der Reichsversicherungsordnung, die die Beziehung zwischen Krankenkassenmitgliedern und der Krankenkasse gesetzlich regelt, lautet: „Die Kassen sind verpflichtet, die Arbeitsunfähigkeit des Versicherten und die Verordnungen von Versicherungsleistungen in den erforderlichen Fällen durch einen Arzt (Vertrauensarzt) rechtzeitig nachprüfen zu lassen. Der Vertrauensarzt ist nicht berechtigt, in die Behandlung des Kassenarztes einzugreifen.“

Es ist falsch, daß die Ärzte von dem Vertrauensarzt kontrolliert werden.

Es ist falsch, daß der Vertrauensarzt in die Behandlungsmethoden der Ärzte eingreifen darf.

Es ist falsch, daß Ärzte Scheine „sammeln“, um sich zu bereichern und

es ist falsch, daß die Kassenärztliche Vereinigung das derzeitige System der Abrechnung befürwortet und gutheißt.

Es ist richtig, daß der Vertrauensarzt nur in Zusammenarbeit mit den behandelnden Ärzten seine Entscheidungen treffen soll.

Es ist richtig, daß der Vertrauensarzt keine Kontrollperson für die Kassenärzte darstellt und sich auch bisher noch nie als solche betrachtet hat.

Es ist richtig, daß in Epidemiezeiten die Ärzteschaft keine Scheine sammelt, sondern bei weitem die größte Last der Arbeit trägt.

Die Bezahlung durch die Krankenkassen richtet sich stets nach der Zahl der Versicherten und nicht nach der geleisteten Arbeit, d. h. es wird immer nur eine

sollte der eine Satz nun wirklich nicht aufgefaßt werden, in dem gesagt wird, daß es „solange das augenblickliche kassenärztliche System besteht, leider immer wieder vorkommt, daß die behandelnden Ärzte zu leichtfertig und zu lange krankschreiben“. Zumal wird am Schluß des betreffenden Absatzes ausdrücklich betont, daß es erfreulicherweise sehr viele Ausnahmen gibt. Also braucht die große Zahl derjenigen Ärzte, die es unter ihrer Würde hält, Drückeburger zu unterstützen, sich bestimmt nicht angesprochen zu fühlen. Ehrabschneidend für die Ärzteschaft dürfte unsere Formulierung gewiß nicht sein.

Nun noch zu der Bemerkung, daß das Urteil des Schreibers des von der Ärzteschaft bestandenen Artikels „durch keinerlei Sachkenntnis getrübt“ sei. Wir glauben, daß es nicht ausschließlich Sache von Medizinern ist, zu dem betreffenden Thema etwas zu sagen. Wir tragen alle eine soziale und wirtschaftliche Verantwortung, die durch das „Gesetz zur Verbesserung der wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfall“ nicht gerade geringer geworden ist. Daß dieses Gesetz nahezu mit dem Tage seines Inkrafttretens von der Grippe-Epidemie überdeckt wurde, läßt zumindest auf Bundesebene im Moment noch keine genauen Urteilsgrundlagen zu, obwohl dabei nicht zu übersehen ist, daß es im Schaffen der Grippewelle von nicht wenigen ausgenutzt wurde. Es geht darum, dem heutigen Menschen zu helfen, sich selbst zu finden, und ihn in seinem ureigensten Interesse vor einem Mißbrauch der durch das Verbesserungsgesetz eingeräumten Möglichkeiten zu bewahren. Das ist sowohl Aufgabe der Ärzte als auch aller Verantwortungsbewußt Denkenden in Staat und Wirtschaft.

Wir nehmen an, daß mit dem Abdruck des Briefes der Ärztekammer die Diskussion als abgeschlossen gelten kann und geben der Hoffnung Ausdruck, daß das betont gute Verhältnis zwischen der Oberhausener Ärzteschaft und den Stellen unseres Werkes auch weiterhin ungetrübt bleibt.

K. H. S.

bestimmte Summe gezahlt, ganz gleich, ob in dem jeweiligen Vierteljahr 1000 oder 10000 erkranken. Mit anderen Worten: Gerade für die Mehrarbeit hat der überlastete Arzt keine Mehrvergütung zu erwarten, da mit steigender Arbeitsleistung sein „Stundenlohn“ absinkt.

Zusätzlich zitieren wir aus dem Taschenbuch des Vertrauensarztes von Dr. Vaternahm (erschienen im Jahre 1951 im Springer-Verlag Berlin-Göttingen-Heidelberg, 3. Auflage, Seite 3/4): „Die Tätigkeit des Vertrauensarztes dient zwar der Kasse; sie soll die Kasse vor unberechtigter Ausbeutung schützen; sie dient aber auch unmittelbar dem einzelnen erkrankten Mitglied. Der Vertrauensarzt darf keineswegs lediglich die Interessen der Kasse wahrnehmen. Er hat völlig unabhängig auf Grund seiner fachlichen Ausbildung die Diagnose des behandelnden Arztes zu prüfen und seine Entscheidung unparteiisch zu treffen. Er ist eine Vertrauensperson nicht nur für die Kasse, sondern auch für den Versicherten, ja auch für den behandelnden Arzt. Seiner Stellung als Gutachter kann der Vertrauensarzt nur gerecht werden, wenn die Freiheit seines Gutachtens ebenso gewahrt ist wie die des behandelnden Arztes.“

Der Vorschlag des Schreibers, in Anlehnung an frühere altchinesische Methoden nur nach Gesunden zu bezahlen, ist absurd. Jedenfalls ist seit Bestehen der Sozialversicherung in Deutschland eine solche Methode nie geübt worden. Besonders bedauerlich und ehrabschneidend ist die Unterstellung, daß die Oberhausener Ärzteschaft zu leichtfertig und zu lange krankschreiben würde. Wir weisen diese Unterstellung um so schärfer zurück, weil sie aus der Feder eines Mannes stammt, dem wir jegliche Sachkenntnis und Objektivität, soweit sie ärztliche Belange betreffen, absprechen müssen.

Wir stellen fest, daß solche Artikel geeignet sind, das bisher gute Verhältnis zwischen den behandelnden Ärzten und dem Vertrauensarzt zu trüben. Wir stellen uns aber auch ausdrücklich schützend vor die große Zahl unserer Patienten, die wir als Hausärzte am besten kennen und die ebenso wenig leichtfertig die Arbeit niederlegen, wie wir sie leichtfertig krankschreiben.

Soweit unsere Entgegnung. Wir dürfen wohl der Erwartung Ausdruck geben, daß solche Artikel, deren Inhalt nicht nur unwahr, sondern darüber hinaus verletzend wirken, künftig keinen Platz mehr in Ihrer Zeitschrift finden werden.

Nach dem Gesagten sind wir überzeugt, daß dieser Artikel in dieser Form nie erschienen wäre, wenn vorher eine Überprüfung seines Inhaltes von maßgeblicher Seite erfolgt wäre.

gez. i. A. Dr. Bonmann  
Vorsitzender

## WERK OBERHAUSEN

### Geburten:

9. 9.:  
Karl Cabanski, Sohn Klaus  
25. 9.:  
Heinz Wloch, Sohn Raimund  
27. 9.:  
Albert Kuhlmann, Sohn Rainold  
29. 9.:  
Otto Zergibel, Tochter Sieglinde  
1. 10.:  
Walter Barth, Sohn Jürgen  
2. 10.:  
Manfred Adolph, Sohn Ralf  
3. 10.:  
Günter Hahn, Sohn Ralf; Rolf Werner, Sohn Udo  
4. 10.:  
Helmut Jordan, Sohn Frank  
6. 10.:  
Alfred Berger, Sohn Udo  
7. 10.:  
Horst Böhnke, Sohn Rolf; Artur Ludwig, Tochter Christine; Wilhelm Welbers, Tochter Eleonore  
9. 10.:  
Theo Hemmerle, Sohn Holger  
10. 10.:  
Hermann Bergendahl, Sohn Ralf; Erich Dalheimer, Tochter Cordula  
11. 10.:  
Alfons Freriks, Sohn Rainer; Hans-Adolf Köfiling, Tochter Birgit

12. 10.:  
Albert Wesselmecking, Sohn Jürgen  
13. 10.:  
Heinz Brans, Tochter Elke  
14. 10.:  
Karl-Heinz Vier, Sohn Norbert; Johann Zerbe, Tochter Claudia  
15. 10.:  
Josef Haterkamp, Sohn Dieter  
16. 10.:  
Hermann Besauw, Sohn Uwe; Heinrich Dütz, Sohn Rüdiger; Horst Feuerstacke, Sohn Uwe  
17. 10.:  
Heinz Lakks, Tochter Irmgard  
19. 10.:  
Adolf Makulik, Tochter Marion  
21. 10.:  
Wilhelm Börgers, Sohn Klaus-Peter  
22. 10.:  
Ewald Weigner, Tochter Petra  
23. 10.:  
Walter Schultz, Tochter Angelika; Walter Seling, Sohn Rudolf  
24. 10.:  
Hermann Saatze, Tochter Margarete; Hugo Schulz, Tochter Marion  
25. 10.:  
Otto Grope, Sohn Ralf  
26. 10.:  
Karl Richter, Tochter Barbara  
27. 10.:  
Hans-Günter Krämer, Tochter Kornelia; Werner Selle, Sohn Ralf;

Werner Tepper, Sohn Johannes; Theodor Zirwes, Tochter Andrea  
28. 10.:  
Bruno Sowinski, Sohn Gregor; Hermann Vosskühler, Tochter Heite  
29. 10.:  
Horst Elspass, Tochter Petra  
30. 10.:  
Erich Jagenow, Sohn Reiner; Johannes Janiak, Tochter Ute  
31. 10.:  
Friedrich Laumann, Sohn Eckhard  
4. 11.:  
Gerhard Pilz, Sohn Reinhard

### Eheschließungen:

28. 9.:  
Heinzdieter Jacoby mit Margrit Gummy; Werner Paul mit Rosemarie Blumenthal; Erwin Falter mit Ilse Pörsch; Karl Zagorny mit Renate Hamann  
4. 10.:  
Paul Jach mit Adele Hoffmann  
12. 10.:  
Helmut Driest mit Gisela Ernst; Bernhard Mißlack mit Katharina Thelen  
18. 10.:  
Paul Grendel mit Elisabeth Brömmel; Friedrich-W. Hübner mit Helene Schlüsener  
19. 10.:  
Hans Scharfenstein mit Ruth Köhler

25. 10.:  
Manfred van Meegdenburg mit Gabriele Heppner  
26. 10.:  
Helmut Boike mit Hildegard Göbel; Friedhelm Jager mit Marieluise Holz; Gustav Junk mit Marianne Scherer; Karl Reich mit Christa Brettschneider  
31. 10.:  
Karl-Hans Wimmer mit Mechthilde Thiele

## WERK GELSENKIRCHEN

### Geburten:

21. 9.:  
Hans Hämel, Tochter Ursula  
1. 10.:  
Karl-W. Zorn, Sohn Walter  
2. 10.:  
Hermann Klostermann, Tochter Ute  
4. 10.:  
Günter Gwiasda, Tochter Angela  
10. 10.:  
Hermann Düker, Sohn Klaus  
16. 10.:  
Friedhelm Pabst, Tochter Cornelia  
17. 10.:  
Erwin Ignatowitz, Tochter Birgit  
22. 10.:  
Helmut Kramer, Sohn Volker  
**Eheschließungen:**  
11. 10.:  
Leo Biernath mit Elfriede Majewski; Walter Völkel mit Elfriede Nowak

## Unsere Jubilare im November

### 50jähriges Dienstjubiläum:

Karl Bär, Arbeitsschutz  
Johann Overbeck, Block- und Profilwalzwerke

### 40jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Kalbfleisch, Abt. Verkehr  
Franz Kreutz, Abt. Verkehr

Johann Menzenbach, Abt. Verkehr  
Karl Mertens, Block- und Profilwalzwerke  
Peter Pirkes, Block- und Profilwalzwerke  
Franz Prinz, Blechwalzwerke  
August Schoen, Wärmeabteilung

### 25jähriges Dienstjubiläum:

Walter Enste, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke  
August Grädler, Zement- und Schlackensteinfabrik  
Hans Huppertz, Abt. Verkehr  
Heinrich Knühmann, Maschinelle Hilfsbetriebe Technisches Büro

Karl Krott, Abt. Verkehr  
Josef Ludwig, Kraftbetrieb Hochöfen  
Josef Rambo, Versuchsanstalt  
Josef Tohler, Martinwerke  
Johann Weinreich, Blechwalzwerke  
Heinrich Wetzlar, Reparaturwerkstätten Stahl- und Walzwerke

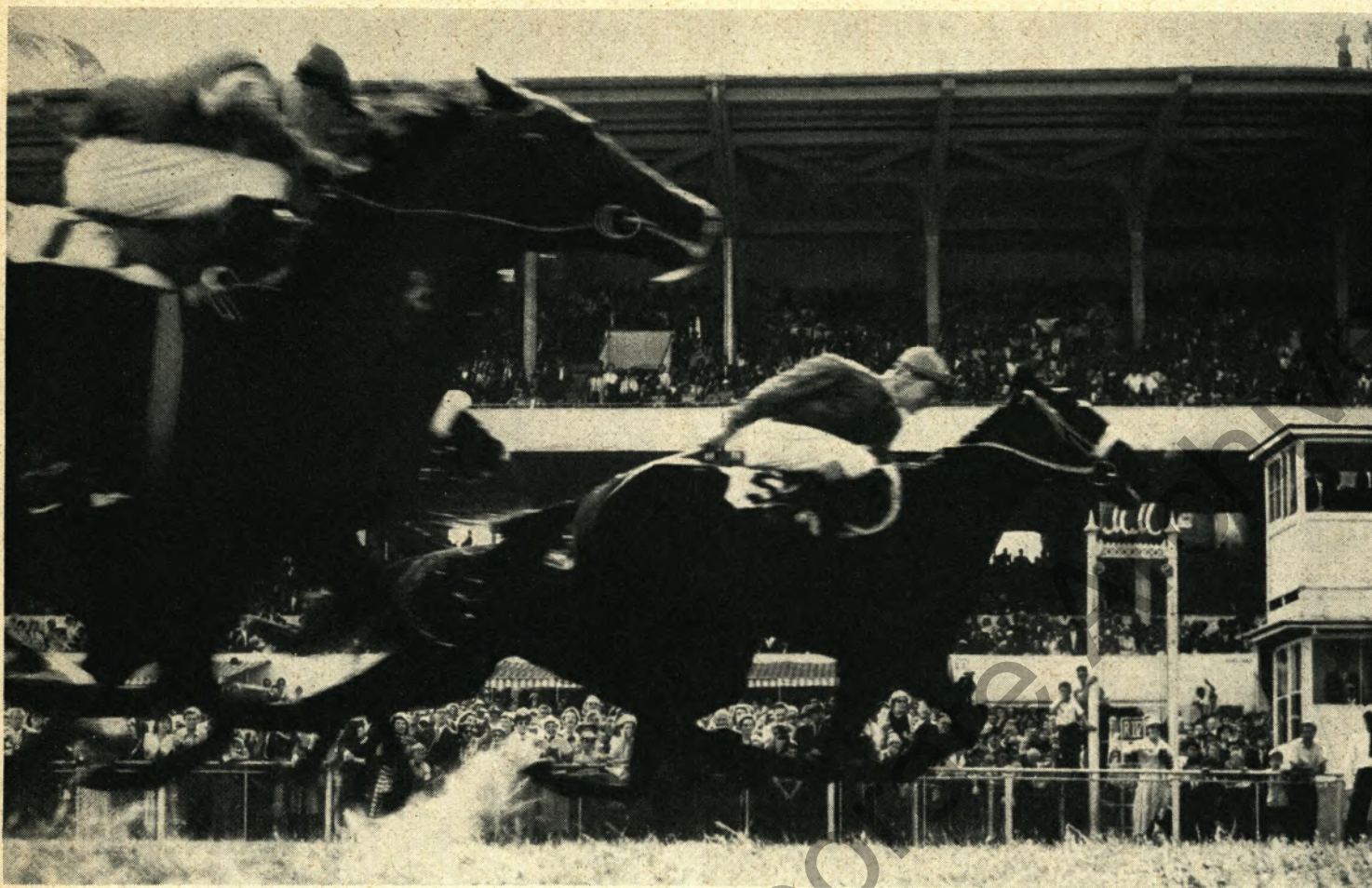
## † Sie gingen von uns

20. 8.:  
Nikolaus Thomé, Pensionär  
25. 9.:  
Ferdinand Hochner, Pensionär  
30. 9.:  
Felix Gärtner, Pensionär  
Martin Waczkowiak, Pensionär  
2. 10.:  
Oswald Senke, Pensionär

3. 10.:  
Franz Pick, Pensionär  
6. 10.:  
Karl Gorissen, Pensionär  
Franz Weinem, Pensionär  
7. 10.:  
Wilhelm Lotz, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

Karl Wiemer, Pensionär  
8. 10.:  
Gerhard Hollbach, Hochofenbetrieb  
10. 10.:  
August Thiemann, Martinwerke  
Wilhelm Vetter, Pensionär  
12. 10.:  
Heinrich Derksen, Pensionär

14. 10.:  
Karl Raab, Pensionär  
15. 10.:  
Gerhard Herfs, Pensionär  
Robert Simon, Pensionär  
17. 10.:  
Rudi Lakotta, Abt. Verkehr  
26. 10.:  
Wilhelm Knühmann, Pensionär



### *Es steht fest: der Bessere wird siegen!*

Hochstimmung auf der Rennbahn. Tausende verfolgen mit Spannung den Kampf der Reiterelite um die Entscheidung. Der bessere Jockey, das beste Pferd werden schließlich den großen Preis nach Hause tragen. Für Reiter und Pferd ist der Derby-Pokal der Lohn für jahrelange harte Arbeit.

Gilt das nicht auch für den Betrieb, in dem wir arbeiten? Hängt die Sicherheit unseres Arbeitsplatzes nicht davon ab, daß wir uns im wirtschaftlichen Wettbewerb behaupten? Wenn wir die Produktion steigern und unser Einkommen erhöhen wollen, wenn wir gleichzeitig eine kürzere Arbeitszeit anstreben, dann brauchen wir ständig neue Ideen, um diese Ziele zu verwirklichen. Elektrische Küchenmaschinen, Fernsehgeräte, moderne Automobile, gesunde, von Licht durchflutete Wohnungen haben uns das Leben schöner und bequemer gemacht. Die Revolution, die in den menschlichen Hirnen stattfand, hat das Gesicht der Erde verändert. Auch in der Fabrik ist es anders geworden. Manche Arbeit, die früher von drei Mitarbeitern verrichtet wurde, bewältigt heute ein einziger Mann einfacher und leichter. Wir setzen Maschinen ein, um menschliche Arbeitskraft zu sparen. Die Pessimisten, die das Gespenst der Arbeitslosigkeit an die Wand malten, haben nicht recht behalten.

Das Vorschlagswesen zeigt uns den Weg. Unsere Ideen können mithelfen, die Unkosten zu senken und die Produktion zu steigern. Heute geht es in der Wirtschaft darum, daß alle „unternehmerisch denken“ lernen. In diesem Punkt sollte es keinen Unterschied zwischen leitenden Angestellten und den Mitarbeitern des Betriebes geben. „Habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“ sagte der große Philosoph Immanuel Kant. Statt Schwierigkeiten einfach hinzunehmen, sollten wir darüber nachdenken, wie wir bestimmte Dinge besser machen können. Das ist der einzig richtige Weg, seinen Lebensstandard zu erhöhen.

Eine gute Idee, ein Vorschlag sind zu allen Zeiten die Leistung eines Mannes gewesen, der über eine Sache wirklich nachgedacht hat. Er hat begriffen:

*Gute Ideen sind der Motor des Fortschritts!*